

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 245.

Mittwoch, 7. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marliese Sonneborn



3. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Walter und die Knaben sahen sich entsezt an.
War so etwas möglich?
Brigitte entführt — geraubt — gestohlen?
Zusammenhänge wurden ihnen, wenn nicht klar, so doch denkbar.

„Es geht, weiß der Himmel, um das Medaillon!“, wunderte sich der entsezte und totenbleiche Reginald.

Walter nickte zweifelnd.

Hoffentlich nur — darum!, dachte er.

Walter aber ballte seine kräftige Knabenfaust.

„Weiß der Teufel, das gibt eine blutige Rache!“

Er las gerade mit Spannung und Begeisterung die Lederstrumpfs geschichten.

So kam es, daß man, froh vor etwa drei Wochen zu vier Personen ausfahrend, heute — beschämt, verängstigt — voll trauriger Sorge zu dritt nach Nizza heimkehrte.

Der Duke of Goyle erkannte Lord Windermere, als er den Gang im großen D-Zug Calais-Paris-Marseille-Nizza entlangschritt, und wunderte sich über dessen verlorrenes Aussehen.

Er trat in das Abteil und begrüßte ihn jovial.

„Sie reisen heute schon, Windermere? Sagten Sie nicht vor ein paar Tagen im Klub, daß Sie erst Ende der Woche fahren wollten?“

„Das war allerdings meine Absicht; aber ein Telegramm meiner Frau ruft mich zu ihr.“

„Doch keine Krankheit in der Familie?“

Mit einer Handbewegung deutete der Lord an, daß es ihm lieber sei, über diese Dinge, von denen er zudem auch nur sehr vage Kenntnisse hatte, zu schweigen.

„Und Sie? Auch Sie beabsichtigten, so viel ich weiß, keine Auslandsreise, als ich Sie zuletzt sah?“

„Auch mich“ — der Duke sah an dem Lord vorbei aus dem breiten Fenster des Erste-Klasse-Wagens in die etwas eintönige Landschaft — „rief ein Telegramm unerwartet ab...“

„Noch immer die alte Geschichte — dieser unselige Prozeß?“

Goyle zuckte die Achseln.

„Warum unselig?“ meinte er phlegmatisch. „Jeder will sein Recht und Millionen wirft man nicht irgend-einem fremden Staatswesen in den Rücken. Auch scheint sich eine Wendung zu meinen Gunsten anzubahnen, wenigstens, wenn meine Agenten nicht irgendeine Dummheit begangen haben.“

„Wenn Sie indessen ihr Recht nicht einwandfrei beweisen können...“

„Es ist bewiesen — nach den Papieren, die vorliegen — und es handelt sich um eine offenbare Boswilligkeit der französischen Regierung, das nicht anzuerkennen... Indessen — wer weiß? — zuweilen spielt der Zufall merkwürdiger, als man es für möglich halten sollte.“

Sie hofften schon oft — und wurden schon oft enttäuscht.“

„Ich glaube nicht, daß meine Skepsis noch zu über-treffen ist! — Dennoch gilt es, jede — aber auch jede Spur rücksichtslos zu verfolgen.“

„Ich wünsche Ihnen besten Erfolg!“

Lord Windermere sagte es nicht ohne eine gewisse Ironie.

Der Prozeß des Duke von Goyle mit dem französischen Staat um das Erbe der Herzöge von Arles war weltbekannt — und die Fähigkeit, mit der der Duke sein Ziel verfolgte, brachte ihm viel heimlichen Spott ein. Außerdem: der Duke war einer der reichsten Leute Englands; er konnte sich einen kostspieligen Sparren immerhin leisten.

Der Duke bemerkte wohl die Einstellung des Lords zu seiner Angelegenheit, und ein verkniffenes Lächeln trat um die schmalen Lippen, die seinem klugen Diplomaten gesicht, hart und ohne jede Weichheit, wie sie waren, einen sehr rücksichtslosen Ausdruck verliehen.

Die Herren glitten von ihrem Gespräch über persönliche Dinge ab und gerieten ins Politische. Als der Zug in Paris einlief, erschienen der Kammerdiener des Duke und fragte nach besonderen Wünschen seines Herrn.

„Wir steigen hier aus, Jim — und bleiben einige Tage. Es sollen alle Effekten mit ins Hotel genommen werden.“

In Wirklichkeit wünschte der Duke nur, den Lord von seinen Spuren abzuhalten, da er in einer Angelegenheit nach Südfrankreich reiste, von der er nur zu wohl wußte, daß sie seinem Ruf als Gentleman gefährlich werden könne.

Im Aussteigen bereits wandte sich Goyle noch einmal um.

„Empfehlung an die verehrte Familie!“

Windermere's Lächeln wurde melancholisch.

„Und Sie, Duke — was macht die Frau Gemahlin?“

„Sie fühlt sich gut — denke ich!“

Windermere konnte ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken.

Jedermann in London — in dem London, in dem die „Jedermanns“ eines Windermere lebten — wußte, daß die Ehe des Duke eine außerordentlich unglückliche war.

Und der Duke, dem dieser Zug im Gesicht des Lords nicht entging, fügte hinzu: „Ich mache Rast in Paris, um Henry Clifford zu besuchen.“

Und mit geheimer Freude sah er, daß unwillkürlich in die Augen des Lords Windermere ein warmes Leuchten trat.

„Grüßen Sie Henry Clifford!“

In Wahrheit wäre dem Duke nichts ungelegener gewesen, als dem erwähnten Henry Clifford über den Weg zu laufen — aber die Gefahr war nicht groß. Henry Clifford wohnte nicht am Place Vendôme, wo der Duke abzustiegen pflegte — und Henry Clifford ahnte nichts von seiner Anwesenheit in der Stadt.

„Wir fahren im Auto weiter — heute nacht — zwei Uhr!“ befahl der Duke, als Jim, nachdem er seinen Herrn im Hotelzimmer installiert, Bad und Wäsche zurechtgemacht hatte, sich an das Auspacken der großen Koffer machen wollte. „Wir bleiben nur kurz hier.“

„Befehlen der Herzog, daß ich ein Auto miete?“

„Gehen Sie sofort zu der Niederlage der Citroën an den Champs Elysée. Ich will einen guten — mehrstigen Wagen kaufen.“

Jim wunderte sich über nichts mehr. Er war seit dreißig Jahren der Kammerdiener Seiner Hoheit. Seine ergrauten Bartkoteletten sanken nicht um einen Millimeter herab vor Staunen oder Entsetzen — er erwiderte nur mit der gelassenen Ruhe eines Menschen, der sich im Recht fühlt:

„Gestatten Euer Gnaden — ich verstehe nichts von Automobilen.“

Goyle zuckte die Achseln.

„Sagen Sie, der Herzog von Arles wünsche einen erstklassigen vierstigen Wagen — und zahle bar.“

Jim rückte immer noch nicht von der Stelle.

„Und — der Chauffeur?“

„Der Herzog von Arles chauffiert selbst.“

Jim zog ein wenig die Nase hoch — in seine Augen trat ein listiger Ausdruck.

Also wieder in dieser unsinnigen Prozeßgeschichte, dachte er respektlos — wie immer, wenn er sich diesen Titel zulegt. Wenn das die Frau Herzogin wüßte — oder gar die alte Hoheit!

Die Mutter des Duke galt als die einzige, die, obwohl eine Frau von fast achtzig Jahren, auf die Ideen ihres Sohnes, die ein jeder, der sie kannte — und wer im London der Aristokratie kannte sie nicht? —, für hoffnungslos verschoben hielt — Einfluß auszuüben vermochte.

Der Duke reiste viel. Jim war sein steter Begleiter. Der Duke of Goyle reiste, wie es einem Magnaten und Millionär geziemt: vornehm und in aller Öffentlichkeit. Wenn es aber in Sachen dieses unseligen Prozesses der Familie Goyle mit dem französischen Staat um die Hinterlassenschaft der Herzöge von Arles ging, auf deren Besitz der Duke für sich und seinen Sohn Anspruch erhob — so pflegte er nach Möglichkeit Inognito zu wahren. In solchen Fällen allein chauffierte Goyle selbst, um nicht einen Menschen mehr als nötig in seiner Umgebung zu wissen. Jim war verschwiegen. Jim war erprobt. Jim sah und hörte nichts — wußte nichts. Jim bezog ein Monatsgehalt, das geeignet war, diese und andere Eigenschaften bei ihm zu entwickeln.

„Sie können gehen!“

Das klang so dürr, so kalt, so seelenlos, daß Jim fast etwas wie Mitleid für seinen Herrn empfand.

„Was — was kann ihn — wird ihn von dieser verschobenen Marotte heilen?“ dachte er in seiner treuen Dienersseele. „Er könnte ein Leben führen wie ein Gott, wenn er von diesem Wahn befreit würde. Was hat diese unsinnige Sache aus meinem Herrn gemacht!“

Der Duke widmete sich in aller Ruhe seiner Toilette, zu welchem Werk er — asketisch, wie er veranlagt war — niemals die Hilfe eines Dieners beanspruchte. Was er indessen nicht verschmähte, waren kleine kosmetische

Retuschierungen, wie Puder, Haarfärbetinkturen, Gesichtscreme, Schönheitswasser verschiedenster Art — Parfüms. Diskrete Parfüms — moderne Parfüms. Coty fabrizierte ein kostbares und eigenartiges, das er an niemand verkaufte als an den Duke of Goyle. Es „roch“ nicht, verbreitete nur eine besondere Atmosphäre — die Atmosphäre von Jugend, Gepflegtheit, Lebenswürdigkeit und Aristokratie. Aber es war — trotz aller Wohlgerüche Arabiens, die es in sich genial zusammenfaßte — nicht imstande, die Atmosphäre verbissener Verküherung, kühler Härte, eigensinnigen Zielverfolgens zu zerstreuen, die Goyle umgab. Nach sorgsamstem Studium seiner Erscheinung begab sich der Herzog auf die Straße und sicherte die Umgebung, wie ein Dachs, der den Bau verläßt. Überzeugt, unliebsame Bekanntschaften wenigstens nicht gleich auf seiner Fährte zu haben, wandte er sich in die Richtung der großen Boulevards und legte genießerisch Schritt für Schritt zurück auf den geliebten Straßen der geliebten Stadt.

Er blieb vor den schönen Auslagen in den Fenstern der Rue de la Paix stehen, mit der Miene eines in die Edelsteine und Wundergewänder platonisch verliebten Badfischs.

Schritt für Schritt kommt man auch vorwärts.

Und so gelangte der Duke — nicht, ohne von Bettlern und Straßenhändlern, die den reichen und verschrobenen Engländer sofort in ihm erkannten, unzählige Male belästigt zu werden — in das Café de la Paix.

Aber kaum hatte er im Speisesaal daselbst Platz genommen, als von einem der Nebentische sich ein weißhaariges, untersehtes Männchen erhob und unter unendlich vielen Verbeugungen und Verneigungen an den Herzog herantrat.

Seine Hoheit — Seine Hoheit —! Welch ein unerhörtes Glück — welch eine ungeahnte Freude. Werden der Herr Herzog Paris für längere Zeit mit einem Aufenthalt beehren? Darf ich hoffen, den Herrn Herzog in meinem Atelier zu begrüßen?“

Goyle kniff die Augen zusammen, wie es seine Angewohnheit war, wenn ihn etwas unangenehm berührte und er dies zu verbergen sich bemühte. Die Person dort aber war eine solche, deren Macht und Einfluß der Herzog kannte und — fürchtete. Es handelte sich um den neuzeitlichsten und bekanntesten Schneider von Paris.

Das Männlein ließ Seiner Hoheit keine Zeit, eine Antwort zu formulieren. Es sprudelte seine Worte nur so hervor.

„Haben der Herr Herzog bereits das neueste Sensationseignis von Frankreich gehört? Paris verliert seine erste Stelle als Produktionsort von Skandalen. Es wird von der Provinz überflügelt — und diesmal kommt die Sensation aus dem Süden.“

(Fortsetzung folgt.)

September.

Nun fallen gold'ne Blätter in den Teich,
der reglos liegt und blauen Himmel spiegelt.
Der Widen bunter Flor rankt überreich
ums Gartentor, libellengleich geslügelt.
Der Pflaumenbaum trägt reifer Früchte Last,
die tiefbeschwerten Äste brechen fast.

Das ist der dunklen Purpur-Rose Zeit —
Dort steht der Strauch, ein glücklicher Verschwender.
Der Astersbeete Feuer leuchtet weit,
Neseda duftet süß um ihre Ränder.
Ihr gold'nen Stunden, hemmt den raschen Lauf!
Herbstveilschen tun die sanften Augen auf.

Das Leben strömt wie eine Melodie
voll tiefer Lust und süßgeheimer Klage.
Wie Becher gold'nen Weins berauschen sie,
die selig flutenden Septembertage.
Willkommen, Leuchten vor der langen Nacht,
die allem Jubel ernst ein Ende macht!

Esse Ritter.

Auch die Wissenschaft ist nicht unfehlbar . . .

„Irrtum vorbehalten.“

Berühmte Irrtümer der Wissenschaft.

Unlängst erregte eine Nachricht in der wissenschaftlichen Welt beträchtliches Aufsehen, nach der es in Sumatra gelungen sein sollte, einen bisher unbekannten Affen zu erlegen, der das so lange vergeblich gesuchte „Missing link“ das Zwischenglied zwischen Mensch und Affe darstellt. Jetzt hat sich herausgestellt, daß man durch eine ganz grobe Fälschung getäuscht wurde. Diese Geschichte erinnert an manche früheren Irrtümer der Wissenschaft, die übrigens durchaus nicht immer auf Betrug, sondern sehr häufig auch auf andere Ursachen zurückgeführt werden können. „Irrtum vorbehalten“ — das ist das Fragezeichen, das von der Natur gesetzt ist hinter die Endgültigkeit jeder menschlichen Erkenntnis.

Der Drang Pendel von Sumatra.

Die Geschichte vom Drang Pendel, dem Affenmenschen von Sumatra, war nur von kurzer Dauer, aber ihre Auswirkungen reichten bis ins Gebiet der hohen Politik, denn einige voreilige Mitglieder der holländischen Kammer hatten bereits eine Beschwerde eingereicht, weil durch die Tötung des Affenmenschen die holländischen Behörden einen Mord veranlaßt haben sollten! Auch zahlreiche Wissenschaftler beschäftigten sich eingehend mit diesem „sensationellen“ Fund — bis sich herausstellte, daß malaiische Eingeborene den lang gesuchten Drang Pendel auf eine sehr einfache Weise „hergestellt“ hatten: sie schoren einem ganz gewöhnlichen Affen das Fell und schnitten ihm den Schwanz ab. Erst eine sehr eingehende Untersuchung des Tieres führte dann zur Aufklärung des Betruges.

Das Rätsel von Glozel.

Immerhin kann in diesem Falle die Wissenschaft mit Recht darauf hinweisen, daß sie den Betrug sehr rasch erkannt hat, in einem berühmten Falle prinzipiell ähnlicher Art wurden die berühmtesten Wissenschaftler jahrelang durch raffinierte Täuschungsmanöver hinter das Licht geführt. Wir meinen die berühmte „Fund“ von Glozel, die vor einigen Jahren nicht nur die Wissenschaft, sondern die gesamte Öffentlichkeit in Atem hielten. In Kürze der Tatbestand: In der Nähe des französischen Ortes Glozel wurden Steingeräte, Ziegeln usw. gefunden, die alle bisherigen Steinzeitfunde in den Schatten stellten und eine völlige Änderung unserer Vorstellungen von den Steinzeitmenschen nötig zu machen schienen. Jahrelang beschäftigten sich die Altertumsforscher der ganzen Welt mit diesen Funden und die ersten Fachgelehrten Frankreichs veröffentlichten ausführliche Erklärungen dazu, nach denen die Steinzeitmenschen bereits Schriftzeichen gehabt haben sollten. Nach unendlichen Diskussionen über das „Rätsel von Glozel“ stellte sich dann schließlich heraus, daß die ganze Geschichte ein raffinierter Schwindel war: der Besitzer des Feldes, auf dem die Ausgrabungen erfolgten, hatte die Fundstücke geschickt gefälscht und zusammen mit einigen echten Stücken aus der Steinzeit in seinem Felde vergraben.

Die gehörnte Maus.

Geradezu amüsant ist die zu ihrer Zeit ebenfalls berühmt gewordene Geschichte von der Maus mit dem Horn auf der Nase, die kürzlich von der „Amshau“ der Vergessenheit entrissen wurde. Sie spielt um das Jahr 1830 herum, als die Franzosen gerade Algerien besetzt hatten. Dort wurde eines Tages ein höchst seltsames, noch nie gesehenes Tier entdeckt, das sofort die gesamte wissenschaftliche Welt in Bewegung brachte. Es handelte sich um eine Maus, die auf der Nase ein kleines Horn trug, im übrigen aber sich von ihren normalen Artgenossen in nichts unterschied. Endlose Diskussionen in der französischen Akademie der Wissenschaften führten nicht zur Klärung des biologischen Rätsels . . . bis sich schließlich herausstellte, daß die seltenen Tiere ihr „Horn“ einer kleinen Operation verdankten, die kundige Araber mit ihnen vorgenommen hatten: sie pflanzten den Mäusen ein kleines Stück des Schwanzes geschickt auf die Nase und verkauften die Tiere dann nach der Heilung der Operationswunde zu phantastischen Preisen an die Gelehrten, die natürlich jede Summe für ein solches Exemplar zu zahlen bereit waren.

Der „Urschleim“.

Aber nicht nur absichtlicher Betrug führte dazu, daß sich Irrtümer in das Reich der Wissenschaft einschlichen. Es gibt auch eine Anzahl berühmter Fälle, die einer falschen Beurteilung wissenschaftlicher Ergebnisse durch die Gelehrten selbst ihr Dasein verdanken. Da ist z. B. die Geschichte vom „Batybius Haedeli“. Sie fällt in die zweite

Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in eine Zeit also, da in der Wissenschaft der Materialismus Haedelscher Prägung in voller Blüte stand und man den letzten Geheimnissen des Lebens mit Reagenzglas und Mikroskop auf der Spur zu sein glaubte. Damals wurde bei der Tiefsee-Expedition eine sonderbare Substanz vom Grunde des Ozeans heraufgeholt, die niemand zu deuten wußte. Sie bestand aus einer Art Schleim und verhielt sich in ihrem Aussehen und ihren Eigenschaften völlig anders, als man es sonst von unbelebter Materie gewohnt war. Der berühmte englische Naturforscher Thomas Huxley untersuchte den rätselhaften Fund sehr eingehend — und veröffentlichte dann eine sensationelle Mitteilung: in jener Substanz habe man den „Urschleim“ gefunden, die einfachste Form lebender Substanz, die sich aus den unbelebten Stoffen des Meeresbodens entwickele! Zu Ehren Haedels nannte Huxley das von ihm entdeckte Urelbewesen „Batybius Haedeli“. Die Nachricht von dieser Entdeckung schlug bei den Wissenschaftlern wie eine Bombe ein — endlich schien das so lange vergeblich gesuchte Zwischenglied zwischen belebter und unbelebter Materie gefunden und die entscheidende Bestätigung der damals gültigen Theorien erbracht zu sein! Erst längere Zeit danach stellte sich dann heraus, daß der Batybius keineswegs ein Lebewesen darstellt, sondern ganz gewöhnliche anorganische Salze, die allerdings in einer besonderen, der sogenannten kolloiden Form auftraten und dadurch den Irrtum Huxleys hervorriefen.

Der Schweinepilz.

Ein interessantes Beispiel dafür, welch geringfügige Umstände einen wissenschaftlichen Irrtum von großer Bedeutung hervorrufen können, ist die berühmt gewordene Geschichte des Schweine-Pilzes. Im Jahre 1882 berichtete einer der bekanntesten Botaniker seiner Zeit, Prof. W. Jopf, daß ihm die Entdeckung eines Schleimpilzes gelungen sei, der die sonderbare Angewohnheit habe, sich im Muskelfleisch der Schweine anzusiedeln. Der Pilz bekam einen langen lateinischen Namen (*Haplococcus reticulatus* Jopf) und ging unter dieser Bezeichnung in sämtliche Lehrbücher über. Erst viele Jahre nach dieser „Entdeckung“ wies ein anderer Gelehrter nach, daß jener sonderbarer Pilz nichts anderes darstellte als ganz gewöhnliche Sporen der Bärlapp-Pflanze. Nun erst fand die „Entdeckung“ ihre Aufklärung: Ein Apotheker hatte Prof. Jopf die ihm verdächtig erscheinende Schweinefleischprobe in einem Schächtelchen zugeschickt, das auch Bärlappsporen enthielt. Diese winzigen Samen hatten natürlich das Fleisch verunreinigt und waren dann bei der Anfertigung der mikroskopischen Schnitte mit erfasst worden. Unterm Mikroskop ergaben sie die für einen Schleimpilz typischen Bilder und führten so zu dem lange nicht erkannten Irrtum des berühmten Botanikers. Jopf zog sich übrigens in einer sehr sympathischen Form aus der immerhin peinlichen Affäre, indem er seinen Irrtum und die entsprechende Erklärung selbst veröffentlichte. Von der scheinbar so wichtigen Entdeckung blieb nichts übrig, als ein erneuter Beweis der Tatsache, daß auch die Wissenschaft sich irren kann. Was nicht das geringste sagt gegen die Wissenschaft als solche. Aber Wissenschaftler sind eben auch nur Menschen und können irren und fehlgehen . . . wie jeder von uns.

Dr. R. Berger.

An der schwarzen Alter.

Von Otto Ehrhart-Dachau.

In der Tiefe jener Wiesen, die vor zehn- bis fünfzehn Jahren das alte Moor darstellten, liegt die schwarze Alter. Früher zog der Fluß hier kreuz und quer umher, so verworren, daß sich nur ganz Eingeweihte in seinem verstrickten Neze zurechtfinden. Derselbe Fluß, der jetzt so brav und lammfromm durch die sanften Wiesen fließt. Einmal stand hier zweimannhohes Schilf. Stille Altwässer und Buchten, Störche, Reiher, Weihen und Milane waren da, Tausende von Enten und Wasservögeln. Fische gabs, Karpfen, Rutten und Hechte, von einer Größe — ach, es ist schon ein Jammer, daß ich damals in der Welt herumstreunte, statt hier zu fischen und zu jagen.

Als eine Erinnerung an das Moor hat uns das Flußbauamt noch einen Felsen alten Wassers übrig gelassen, einen Streifen von ein paar hundert Metern Länge, an dessen Ende die schwarze Alter liegt. Hier gibt es um diese Zeit nichts zu sagen, höchstens Jungenten — die sollen erst fliegen lernen! Die Fische im dem abgeschnürten Wasser schmecken alle schlecht, mösen, und sind so leicht zu fangen, daß es gar kein Sport mehr ist. Die schwarze Alter ist eine tiefe Gumpo, die schiefe Krüppelweiden hütet. Ralms, Igelkolben, Wasserlilien, Schilf und Rohr umsäumen sie, Froschbiß, Mummeln und Seerosen bedecken sie fast zur

Hälft, aber das bräunliche Wasser ist klar und sichtig, so daß man schier bis auf den schwarzen Grund hinunterschaun kann. Im Sommer ist es nirgends so still wie hier, wo man keine Pilze oder Beeren finden kann, der Bauer kommt höchstens zum Heuen her, zum Wespennest aber schlägt er sich lieber unter den Schleibusch im Graben, wo die Bremsen weniger stechen, wo er statt unnützer Wildnis, Gras und Korn, den Segen seiner Arbeit sieht.

Wenn ich, wie in den letzten Tagen, kaum in die Klappe gekommen bin, wenn ich im Wald — sogar zur stillen Stunde — keinen Schlaf mehr finden kann, überreizt und überjagert bin, überall nur den starken Waldbod sehe, mit den knuffigen, wurzelschwarzen Gewächsen, dann — muß ich hierher. Die schwarze Älter beruhigt mich . . .

Heute morgen um halber vier pirschte ich mich wie im Tran an den Brentbergstand. Ich hätte mir Streichhölzer in die Augendeckel klemmen sollen, denn ich wäre in dem Zustand fast vom Stengel gefallen. Einen Salto aus fast fünf Meter Höhe, wenn schon, dann will ich ihn lieber ins Wasser wagen. „Jetzt mußt du einmal gründlich schlafen!“

Als ich später an die Älter kam und die Elster schadernd aus dem Weidengipfel wippte, dachte ich noch rot: Soll ich dir eine? Aber ich war doch zu faul um den Drilling aus dem Kreuz zu reißen, und der nächste Schuß, meinte ich, sollte doch froher hallen. Zwei Jahre werbe ich um den Brentbergbod.

Dann hockte ich auf dem Erlenstump und döfte. Es tat so wohl, nichts denken zu müssen, hier war ich weit vom Schuß, hier konnte sich einfach nichts ereignen. Die Goldammer sang, Feldspatzen schlüpfen. Ein Teichhuhn plätscherte im Schilf. Grillen geigten und Heuschrecken zirpten. Wasserjungfern flirrten. Im Wassergras spielten Fische, Rotaugen und Blöße, eine Schleie ruderte vorüber, den Flossen nach ein Weibchen, und drüben vor dem Gelege stand ein Junghecht und döfte. Ein spitzschnäuziger Wasserfrosch trieb faul zur Höhe, lies alle viere hängen und blödete den Himmel an. Nur die weiße Bachstelze, die auf der Schlammbank fliegen schnappte, die allein war fleißig.

Nach dem Elfsäuten schwieg alles still. Die Grillen, die Vögel, sogar die Gänse am Fluß. Keine Welle im Wasser, kein Blatt im Hauch. Ermattet schlief das leuchtende Land, überronnen von flimmernden Hitzewellen. Ein dünner Müdenfang hing starr in der Luft, so fein und zart, daß man ihn kaum noch spürte. Meine Gedanken liefen leer, wie die Augen so müd, über Wasser und Feld bis an den fernen Wald, und gerade, als ich die Erinnerung an den Waldbod spürte — hab mich gern! — sackte ich faul zur Seite und schlief schon ein.

Ich erwache, frisch, erquält wie nach einem Bade, fühle — es ist fast Abend geworden, heb das Glas an die Augen, hol mir die Zeit. Das Dorf versinkt schier im reifen Korn. Nur der Kirchturm mit dem blauen Zifferblatt ragt hoch in die Weite — Sechse.

Das war ein langer Schlaf, aber wie ist mir jetzt wohl, wie ganz anders sehen meine Augen. Vorher habe ich gar nicht gesehen, daß die Mummeln und Rosenblätter hochzeitende Schillerjungfer tragen, daß am Weidenweig neben mit ihrem grotesken Tanzmaskengesicht, die Raupe des Gabelschwanzes hängt. Die Bläulinge auf der Schlammbank, die sich sonnende Ratter, die schwarzen, kastaniengroßen Teichhuhntüden im Rohr, den Gelorandläser am Ufer, die Wassermolche und die gefräßigen Libellenlarven, den Wasserstorpion, den meterlangen, verknäulten Drahtwurm, die ganze, wunderliche Kleintierwelt — war die vorher schon da?

Und die vielen Fische! Wo waren die zuerst? Da treiben acht blaue Karpfen dahin. Schwere, friedliche Gesellen, gehen sie im Dickicht der Wasserpflanzen, unter Planenschnüren und schwappendem Behang, wie in einem Urzeitwalde ihrer Art nach. Es glänzt am Grunde der wühlenden Schleie grünliches Gold. Der Hecht raubt klatschend im Gehege, wo die Rotfedern aus dem Wasser spritzen. Wo ich hinschaue, überall in der Luft, im Feld und im Wasser, regt sich was, ist Leben.

Heute morgen konnte ich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen. Jetzt, wo ich mir die Unruh aus dem Leib geschlafen, kriegt alles wieder Sinn. Wenn man das Kleine nimmer sieht, ist es schwer den richtigen Blick für das Große zu haben. Jetzt freu ich mich wieder des grünen Spiels, die Jagd an sich macht wieder Spaß, nicht nur ihr Ziel. Das Herz soll auch was haben.

Eachen um Leibich.

„So eine Gemeinheit!“

„Was essen los?“

„Ich will mir da neulich ein Schbächchen machen und schreibe einen Brief: An den dämlichsten Mann von Leibich.“

„Na — und? An wen isser denn abgeliefert worden?“

„An mich. Mit der Bemerkung: Zurück an den Absender!“

„Meine Haare werden doch jähz immr dinnr und dinnr.“

„Ja, warum denn?“

„Na, da mißden Sie sie mir doch eichendlich für zwanzig Fennje schdadd für vörzsch schneiden!“

„Nein!, im Gänjbeil, da mißde das eichendlich achdzsch goldn, weil wir doch so lange nach den einzelnen Haaren suchen mißn.“

Die Wahrsagerin sprach:

„Sie werdn höchstens fuffzsch Jahre ald werdn!“

„Das is doch garnich möglich,“ sagte da Herr Mäderich.

„Das is so! Da gönnen Sie sich drauf verlassen!“

„Na da! Awr immerhin isses doch indressand, daß ich nun schon sechs Jahre dod bin und das bis jähz noch nich gewußt hawe!“

Kommt ein sehr junger Mann in den Zigarettenladen: „Ich möchde ausnahmsweise noch mal bei Ihnen Zigarettdn gaufn.“

„Warum ausnahmsweise?“ fragt der Händler.

„Die vorigen dauchdn nißch.“

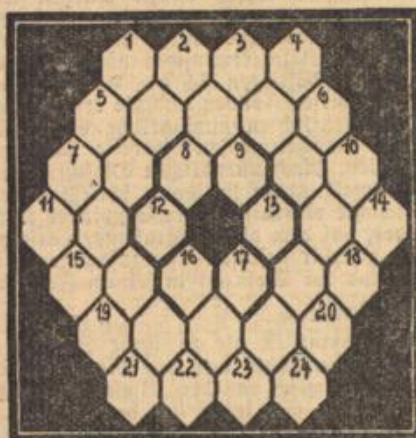
„Was war denn los drmid?“

„Die waren feuchd.“

„Das is Ihre Schuld. Sie häddn sie eben nich hunder's Ohr glemmen dürfen.“

Kurt Miehke.

Wabenrätsel.



In die Zellen der Wabe sind Buchstaben zu setzen, die, ähnlich wie beim Kreuzworträtsel, Wörter bilden. Hier verlaufen die Wörter in dreierlei Richtung.

1.—4. Stadt in Rußland. 1.—11. Altörmisches Oberkleid. 2.—15. Teufelsname. 3.—18. Gegerbte Haut. 4.—14. Fluß in Italien. 5.—6. Auftrag. 8.—1. Ansiedlung. 9.—4. Insel. 11.—12. Kadaver. 13.—14. Männlicher Vorname. 19.—20. Heerschau, Musterung. 21.—11. Mädchenname. 21.—16. Fluß in Holland. 21.—24. Flach, gleichmäßig. 22.—7. Krankheitsymptom im Halse. 23.—10. Nachtvogel (Mehrgahl). 24.—17. Falz, Rinne. 24.—14. Römischer Kaiser.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 231: Waagerecht: 1. Esse. 4. Ehre. 7. Fell. 8. Opal. 9. Ei. 10. Kreis. 12. Alm. 14. Alt. 15. Jes. 16. Er. 19. Lormann. 20. Bar. 22. Gnu. 23. Ems. 26. Ar. 27. Gotha. 29. Libo. 30. Markt. 31. Lena. 32. Teft. — Senkrecht: 1. Esen. 2. Seil. 3. Elf. 4. Cos. 5. Kate. 6. Elis. 11. Element. 13. Meter. 15. Rinne. 17. Rot. 18. Und. 20. Ball. 21. Arie. 22. Go. 24. Mars. 25. Seft. 28. Amt.